

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1951

110 (12.5.1951) Zum Sonntag

zum Sonntag

PFARRER BAUDIS

Das ist Gottes Kraft

Zu Pfingsten lobt die Christenheit die Gottesgabe des heiligen Geistes. Was ist das eigentlich „heiliger Geist“? Man kann nicht viel erklären. Das Wort selbst ist ja eine Erklärung. So war es bei jenem ersten Erscheinen des heiligen Geistes, „als der Tag der Pfingsten erfüllt war“. Es geschah etwas, was sich weder die Apostel noch die versammelten Heiden erklären konnten. Die Jünger, einfache Fischer vom See, die in ihrem Leben noch nie den Mund vor so viel Leuten aufgemacht hatten, die nach dem Tode ihres Herrn und Meisters verängstigt hinter verschlossenen Türen gesessen hatten, die stehen auf einmal in aller Öffentlichkeit und verkünden laut, was jener Jesus von Nazareth für die ganze Welt bedeutet.

„Die haben über den Durst getrunken, anders kann man es sich nicht erklären“, sagen die Umstehenden. „Erklären können wir es auch nicht“, sagen die Apostel. „Wir ahnen nur, daß hier Gott selbst am Wirken ist“. Zu Pfingsten schaut die Christenheit auf sich selbst und entdeckt in ihrer Mitte Unbegreifliches und begreift dieses Unbegreifliche, indem sie weiß: Das ist Gottes Kraft.

Es gibt in diesem zwanzigsten Jahrhundert Menschen, die dem unglaublichen und törrischen Wort von dem Gottessohne Jesus Chris-

Deiner Güte Morgentau

Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick uns diese Morgenzeit,
Deine Strahlen zu Gesichte,
Und vertreib durch deine Macht
Unsere Nacht.

Deiner Güte Morgentau
Fall' auf unser matt Gewissen,
Laß die dürre Lebens-Au
Leuter süßen Trost genießen,
Und erquick uns, deine Schar,
Immerdar.

Wir glauben, ja sogar solche, die ihr ganzes Leben darauf aufbauen. Es gibt nüchterne, vernünftige Männer, die diesem Herrn folgen wollen. Es gibt Mütter, die ihre Kinder zu diesem Herrn beten lehren. Sterbende tun ihren letzten Atemzug in der Hoffnung zu diesem Jesus von Nazareth.

Lob und Dank sei Dir, heiliger Gott, daß Du wirkst in Deinem heiligen Geist!

In dieses Pfingstlob kann alle Kreatur einstimmen. Die ganze Welt kann danken, daß es so etwas wie eine Christenheit gibt, „herausgerufene Menschen.“ Sie kann danken, daß es neben den Sitzungsgebäuden der Parlamente, Parteiversammlungen und Außenministerkonferenzen, noch Versammlungen von Christen gibt, daß es neben Kathedern, Forschungsläben der Wissenschaft und Technik, neben Radio und Film, noch Kanzeln und Altäre gibt, wo der Geist Gottes seine Leute versammelt. Das ist das einzig Zukunftsreiche in und an dieser Welt. Solange hat Gott diese Welt noch nicht aufgegeben. Er bietet ihr noch seine Gaben an.

Das neue Testament berichtet uns von mannigfachen, wunderbaren Wirkungen des heiligen Geistes in der ersten Christenheit. Es brechen Kräfte auf, die die Gemeinde staunend wahrnimmt. Gaben der wunderbaren Krankenheilung, der Prophezie, tiefer Erkenntnis, werden ihr geschenkt. Wir kommen in die Versuchung mit Neid und Wehmut in jene Frühzeit zurückzublicken, wie sich ein alter Mann seiner Jugend erinnert: Ja, damals war noch etwas los! Aber jetzt ist die Christenheit alt und schwach geworden! Gewiß gibt es jetzt auch noch Heilungen in der Kraft des heiligen Geistes, noch geisteskraftige Erkenntnisse, wenn auch nichts in den Zeitungen davon steht. Auf's Ganze gesehen, ist aber die Christenheit anscheinend arm geworden an Geisteserweisungen.

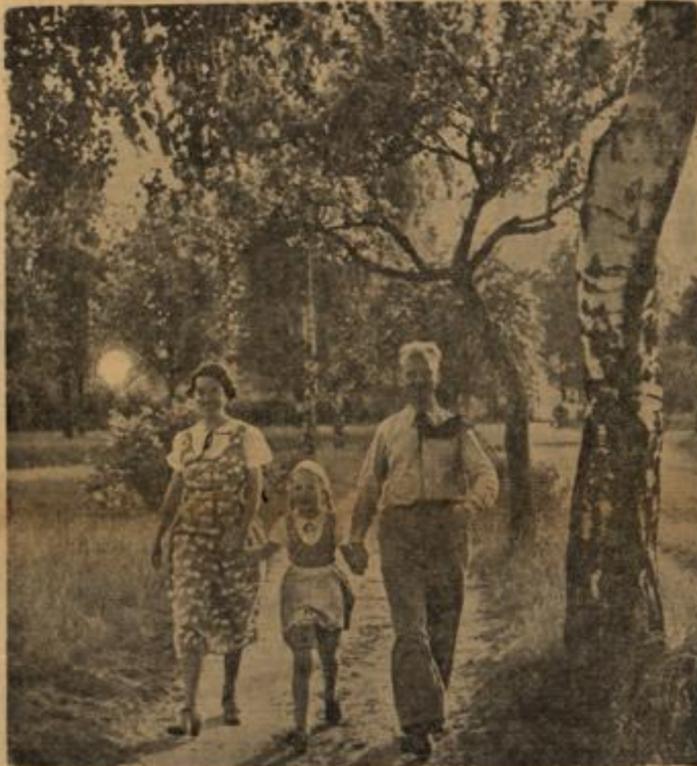
Wir haben aber keinen Grund, über mangelnde Geistesgaben zu jammern und zu klagen. Und zwar deshalb nicht, weil der heilige Geist Gottes nicht an die uns aus der Frühzeit der Kirche berichteten Kräfteerweisungen gebunden ist. Er kann dafür andere schicken. Wir sprechen durchaus nicht wie der Blinde von der Farbe, wenn wir von Geisteswirkungen in unserer Zeit reden. Eine Geistesgabe wollen wir besonders ins Auge fassen: Es ist die Gabe der Heilung, die mehr heilen kann als nur einen Menschen: Ein ganzes Menschengeschlecht, eine ganze Menschheit im Zeitembruch.

Wir stehen am Ende einer Epoche. Bestimmend für das Lebensgefühl der Epoche war das Gefühl der Weite und Unendlichkeit. Die Welt wurde unendlich weit. Wenn die Welt in seiner Heimat zu eng war, der konnte

auswandern in Erdteile, die weite Räume boten. Auch die Wissenschaft hatte weite Räume vor sich: In ungeheurer Malle drängen die Naturwissenschaften, Physik und Chemie in unerforschte Räume vor.

Dieses Zeitalter ist zu Ende. Die Welt ist klein geworden. Überall werden Grenzen entdeckt. Der Lebensraum der Völker ist zu eng. Auch die Wissenschaft steht vor Grenzen. Für die Physik z. B. ist die Geschwindigkeit des Lichtes eine absolute Grenze. Für die Atomphysik steht die Gefahr der Kettenreaktion als Grenze da. Die Lobreden auf den Fortschritt haben aufgehört.

Der Mensch, der so weit vorgestürmt war in den weiten Raum, steht nun fassungslos an der Grenze und möchte am liebsten zurückgehen. Hier ist der Christenheit und ihrer Geisteskraft das Amt der Heilung zugeweiht worden: Sie kann den ratlosen Menschen an der Hand nehmen und ihm den Weg zeigen, der hinausführt aus der Ausweglosigkeit. Sie kann den Menschen retten und heilen. Das Heilmittel ist ihr anvertraut. Es ist das prophetische Wort der Pfingstgeschichte: „... und soll geschehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, wird gerettet werden.“



DAS FEST DER PFINGSTEN KOMMT IM HALL DER GLOCKEN,
DA JAUCHZT IN FRÜHLINGSSCHAUERN DIE NATUR;
AUF JEDEM STRAUCH DES WALDES UND DER FLUR
SCHWEBT EINE ROS' ALS FLAMME MIT FROHLOCKEN.

EMANUEL GEIBEL

Ein Frühlingstag zu Vieren

Die Sonne stand noch hoch am Himmel. Es war Pfingsten, und die Bäume grünten. Blüten schimmerten an allen Zweigen. Vogellieder schwebten durch die heile Luft. Es war Frühling umher, und es glänzte über der Erde.

„Hans!“ Die Frau, die auf der kleinen Terrasse vor dem Hause am Berghang saß, erhob sich: „Daß du heute kommst! Das ist der richtige Tag.“ Der Mann mit den dunklen Augen und dem leicht ergrauten Haar blieb stehen: „Ja, Ursula. Heute. Es hielt mich nicht mit mir allein. In der großen Stadt sind nur Steine und Straßen. Ich mußte in die freie, noch atmende Natur, in die Weite ohne Wege, in den Wind über Blüten.“ Er sah nach dem Hause: „Karl?“ Ursula nickte: „Hörst du ihn nicht pfeifen?“ Sie lachte, froh und silbern wie stets.

Sie waren Brüder, Hans und Karl. Sie hießen Meding. Ursula war des Jüngeren Frau. Es war eigenartig mit den Medings. Die Brüder und Liselotte, die verheiratete Wehdorn, ihre jüngere Schwester, begegneten sich selten. Sie suchten sich nur auf, wenn eine innere Not sie mit Unruhe erfüllte. Sie schrieben sich nur kaum, obwohl sie viel aneinander dachten. So trat denn Karl, der seit einiger Zeit den Hausmeier machte in diesem Haus am Berghang nicht weit vom Rhein, nicht ohne Schatten der Sorge auf dem Gesicht heraus. Er hatte eine leichtere Art, mit dem Leben umzugehen und sich auch heute in die veränderten Verhältnisse hinein zu finden. Was trieb Hans denn diesmal zu ihm?

Die Brüder begrüßten sich: „Also komm, Hans.“ Der Jüngere legte den Arm um ihn und begleitete ihn auf die Terrasse vor dem Hause: „Die Herrschaften“, er räusperte sich mit gutmütiger Ironie, „sind für die Feiertage ausgeflogen. Ich kann also tun wie bei uns in Parknehen, das heißt“, und er sagte

es ohne Kummer, so schien es, „als wir zwei noch auf dem schönen Parknehen saßen und die Felder bis zum Himmel hin säten und ernteten. Also komm!“

Aber Hans blieb noch stehen, bevor er zum Stuhl auf der Terrasse fand; er ließ den Blick in eine Ferne ohne Ende schweifen: „Siehst du, das war's. Darum mußte ich kommen. Du weißt: Christine, meine Frau, nahm immer, wohin sie fuhr, in dem kleinen, hellen Birkenholzkästchen eine Hand voll Erde von einem Feld von Parknehen mit Sie tat es lange heimlich, bis ich's endlich dann

Maiennacht

Und wieder legt die Nachtgall ihr Lied
In Duft und Dunkel meines Gartens ein,
O süßes Wunder, welches leicht geschieht
Der blaue Flieder hat am Tag erblüht,
Die Nacht steht offen wie ein schöner Schrein

Und Sternensilber ziert ihr blaues Kleid,
Die süße Weise geht von Baum zu Baum
Und nimmt, was Nacht ist, leise beiseit,
Ich liege wach für eine lange Zeit,
Und meine Tränen rinnen noch im Traum.

Friedrich Karl Thies

doch erfuhr. Das Kästchen ist mit ihr unter die Erde gekommen; sie hielt es noch in den Händen, als sie den Sarg über ihr schlossen. Siehst du, und ich, ich habe nun nichts mehr von dem Land dort hinter der Wehdorn drüben, von der Saat und der Ernte auf den Feldern unserer Väter.“ Er unterbrach sich. Es schien, als wäre seine Stimme scheu, ehe sie wie verloren weitersprach: „Ich habe nur noch dich — und Liselotte — sonst nichts.“

Er bemerkte Ursula, die ihm still gegenüber stand: „Sei mir bitte nicht böse“, — Ursula lächelte; sie verstand es, wie er's

Pfingsten, Fest des Wanderns

Pfingsten vor hundert Jahren — ein Napfkuchen auf rundem Gartentisch, ein Teller mit Kirschen und eine Kanne daneben; hinter diesem zum Genuß einladenden Stilleben zwei Männer, die sich die Hand reichen; der eine jung und barhaupt, der andere mit Bart und würdevoll und an der Schwelle des Alters. Gleichlaufend mit ihrer Begegnung noch andere — die zweier Frauen, einer ältern und einer jüngern, die glücklich ihr Kind reicht; die zweier Schulmädchen mit einem dritten, dem sie glücklich in den Arm fallen; endlich die zweier Hunde, die sich beschnuppern. Das alles geschieht auf einem von Ludwig Richter gezeichneten Blatt „Lieber Pfingstbesuch“, und eben weil so viel geschieht, läßt sich davon erzählen, auch ohne daß das Bild im Text erscheint.

Der Dresdener Maler und Zeichner deutschbürgerlicher Häuslichkeit war eine besinnliche Natur. Er drang im Bereich des Religiösen auch in die Tiefe — sein Christentum war so rein und echt, daß er, Protestant nach Erziehung und Wesen, immer auch für den Katholizismus ein lebendiges Verständnis hatte. Gewiß ist ihm das Pfingstfest, wie jenes Blatt es schildert, nicht allein als Kirchenfeiertag erschienen, an dem die verheiratete Tochter mit Mann und Kindern die Eltern besucht. Aber wenn er diesem Fest den Akzent des Besuches gibt, so weiß er, warum. Die lenzliche Zeit läßt zu solchen Unternehmungen ein, wie jenes Blatt sie darstellt, und vom Besuch ist nicht weit bis zur Wanderung überhaupt — jahrhundertlang ist Pfingsten für uns Deutsche das Fest des Wanderns gewesen.

Pfingsten heute — das idyllisch gerundete Sein, das den Zauber der Ludwig Richterzeit ausgemacht hat, ist dahin. Dahin ist auch die Gabe, die Feiertage so zu begeben, wie jenes Blatt sie zeigt. Die größte Zahl der Europäer, der Deutschen zumal, lebt in den Städten, und ob man nun die Schuld an der Hast und Hatz in den Seelen sucht oder in den Maschinen oder in einer Wechselwirkung beider aufeinander: vielen ist das Feiertagsgefühl vergangen, und nicht wenige von diesen Städtern freuen sich nur darauf, um es nackt und platt zu sagen, lang und ausgiebig schlafen zu können. — Das ist ihr Feiertag. Wo jedoch alte Wanderlust aufbricht, genügen „Schusters Rappen“ selten. Dichte Scharen benutzen die fast auch schon zur Idylle gewordene Eisenbahn, bringen Motorrad, Kraft- und Lieferwagen aus dem Schuppen und fahren los. Wo früher Ausflieger ergriffen und fröhlich ihr Lied sangen, holt heute das mitgeführte Rundfunkgerät die Jazzmusik eines weltberühmten Orchesters her, an die Stelle des kunstlosen, aber empfundenen Vortrags aus eigenem Munde tritt das Anhören der virtuoseren Reproduktion. Ob in alledem nichts als Rückschritt oder gar ein Absinken ins Bodenlose gesehen werden muß, läßt sich unerachtet manch düsterer Phantasie nicht schlüssig beweisen.

Immer wird Pfingsten als das Fest in der Blütenzeit etwas Idyllisches behalten, immer aber auch auf etwas Größeres hinweisen, auf ein gewaltiges, geistiges Geschehen.

Otto Brües.

Sehr langsamer Aufbau in Allenstein

Polnische Werbewochen für Masuren und Ermland

Aus dem unlängst vom Wojewodschaftsamt Olsztyn (wie das jetzt unter polnischer Verwaltung stehende Allenstein nun heißt) herausgegebenen Rechenschaftsbericht ist interessantes Zahlenmaterial über die bisher im früheren Ostpreußen geleistete Arbeit zu entnehmen.

Nach polnischer Schätzung betragen 1945 die Zerstörungen in den ostpreussischen Städten 80 Prozent, auf dem Lande 50 Prozent. Bei Übernahme des Gebietes durch Polen lebten noch etwa 16 000 Deutsche dort. Der damalige polnische Wojewode in Allenstein, Dr. Prawin, veranlaßte eine rücksichtslose Austreibung dieser Menschen. Er erhielt dafür eine Rüge von der Warschauer Regierung, die ihm vorwarf, er habe es nicht verstanden, das Problem der „autochthonen masurischen Bevölkerung polnischen Ursprungs“ richtig anzufassen.

Kurz darauf wurde er durch Juszkiewicz ersetzt. Dieser versuchte, nach neuen Richtlinien die „Masuren“ aus den noch nicht ausgedöckelten Deutschen zu behalten. Als „Masur“ wurde betrachtet, wer eine minimale Kenntnis von „Wasserpölnisch“ besaß und bereit war, auf das deutsche Volkstum zu verzichten.

Auf diese Weise kamen die Warschauer Behörden zu etwa 80 000 „autochthonen Masuren“. Man hat mit ihnen die sogenannte „Verifikation“ durchgeführt und ihnen die polnische Staats- und Volkzugehörigkeit verliehen. Es wurde ferner ein Sonderkredit in Höhe von 21 Mill. Zloty für die Bedürfnisse der „Autochthonen“ bereitgestellt. Die Behörden wurden angewiesen, dafür Sorge zu tragen, daß diese „Autochthonen“ und besonders ihre Kinder schnellstens polonisiert werden.

Bisher war dieses Ziel dadurch erschwert, daß sie auf ihren eigenen Bauernhöfen saßen. Seit kurzem ist nun in Ostpreußen auch die beschleunigte Kollektivierung im Gange, und die Behörden versprechen sich davon, daß die Polonisierung der „Masuren“ in der kollektiven und leicht kontrollierbaren Atmosphäre der Kolchosen schneller als bisher vorantreiben geht. Nach den letzten Berichten polnischer Flüchtlinge aus Allenstein leisten jedoch gerade die „Autochthonen“ verzweifelter Widerstand gegen die Kollektivierung ihres Grund und Bodens. Meist endet dieser Widerstand in einem Zwangsarbeitslager!

Den überwiegenden Teil der heutigen Bevölkerung des polnisch-verwalteten Ostpreußen stellen die Polen mit fast 400 000 Menschen. Insgesamt wohnen heute in der Wojewodschaft Olsztyn fast 530 000 Menschen.

Das größte Hindernis auf dem Wege der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes ist der akute Mangel an Arbeitskräften, besonders an Fachleuten. Das gilt für fast jeden Beruf. Auf eine halbe Million Einwohner kommen nur etwa 5000 Handwerker.

Noch schlechter sieht es im Gesundheitswesen aus, denn bedingt durch den Mangel an Ärzten gibt es in Ostpreußen heute nur zwanzig Krankenhäuser. In der Fischerei werden auf den ostpreussischen Seen jetzt immer stärker „Frauenbrigaden“ eingesetzt.

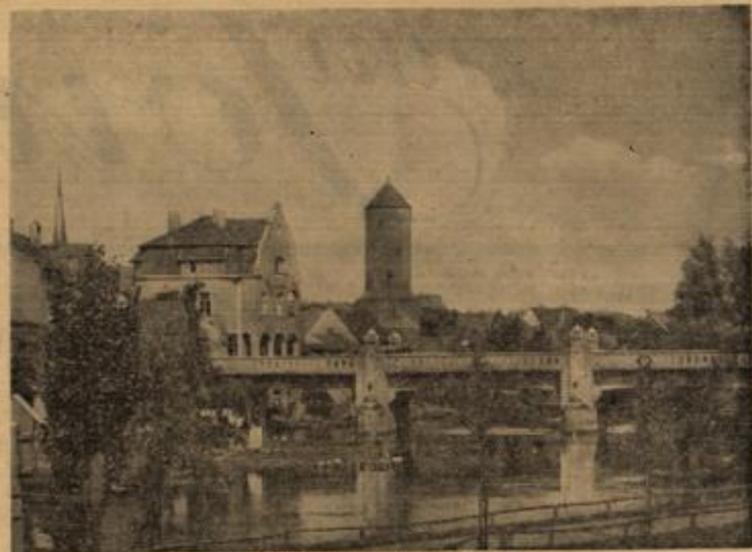
Auch im polnischen Teil Ostpreußens sind sämtliche Eisenbahnstrecken heute einseitig. Zwischen Johannisburg, das jetzt Pisz heißt, und Ortelsburg (jetzt Szczytno) mußten die Polen eine ganze Strecke neu bauen, weil die Russen beide Gleise und sogar die Schwellen demontiert hatten. Unter den 59 ganz oder teilweise zerstörten Brücken ist auch die lange Brücke in Nikolajken (jetzt Mikolajki) wiederhergestellt worden. Der in den ersten Nachkriegsjahren verwahrloste Kanal Osterode-Elbing wurde inzwischen ausgebagert und wieder in Betrieb genommen.

Die Landwirtschaft liegt noch immer im Argen. Ein polnischer Neusiedler, Jacek Michniak, schrieb in der Zeitschrift „Gromada“: „Hier braucht man Menschen und nochmals Menschen aller Berufe, Bauern, Handwerker und Techniker. Der brachliegende Boden verlangt nach dem Pflug.“

Mit allen Mitteln wirbt die Regierung um neue Ansiedler. Es werden laufend Kulturfilme über „Masuren- und Ermland“ gedreht und in ganz Polen gezeigt. Es wurden Werbewochen veranstaltet, in denen Sonderzüge aus Warschau, Krakau und Posen zum „Polnischen Masuren-Land“ zu ermäßigten Preisen fahren.

Der Wiederaufbau der Stadt selbst macht nur langsam Fortschritte. Meist werden Staatsgebäude und staatliche Warenhäuser in der alten Kaiserstraße, die nun Aleja Stalina heißt, gebaut. Das größte Gebäude, das in dreijähriger Bauzeit mit einem Aufwand von 310 Mill. Zloty errichtet wurde, und zwar von Abteilungen des polnischen Arbeitsdienstes „Siozba Polce“, ist der Sitz der polnischen Landesregierung.

Sehr bescheiden ist das kulturelle Leben in Allenstein. Das einzige Theater in ganz Ostpreußen, das Stefan-Jarsz-Theater in Allenstein, kann sich trotz staatlicher Subventionen kaum halten. In der Provinz kann man noch weniger von kulturellem Leben sprechen. Hier muß zuerst der Kampf gegen das Analphabetentum auf breiter Basis geführt werden.



GREIFENBERG AN DER REGA

Auch diese schöne ehemalige Kreisstadt in Pommern mit dem urdeutschen Namen Greifenberg hat sich eine polnische Umbenennung gefallen lassen müssen. Sie heißt seit 1945 Gryfice. Einst war die rund 11 000 Einwohner zählende Stadt an der Rega bekannt wegen ihrer Lebensmittel-, Tonwaren-, Leder- und Zementindustrie. (Aufnahme: Zentral-Archiv)

Nie erschien mir die Heimat schöner...

Wir blättern im Buch der Erinnerung

Warum ich in verblicheneren Aufzeichnungen blättere? In diesen Tagen führt es sich, daß das Wallfangmuttertschiff „Walter Rau“ seine letzte Fahrt von Swinemünde nach Eckernförde unter deutscher Flagge antrat.

Am 4. Mai wurde das Schiff, das der Stolz der deutschen Wallfangflotte war, in der Bucht von Eckernförde von feindlichen Flugzeugen durch Raketen in Brand geschossen. Die Flüchtlinge waren glücklicherweise von Bord.

Auf diesem Schiff, zu dessen Besatzung ich als Funker gehörte, erlebte ich die ganze Hoffungslosigkeit der von Haus und Hof vertriebenen Menschen, erlebte aber auch das bewundernswürdige Maß an Selbstachtung und Haltung von vielen Frauen und Männern.

die genau wußten, daß ihre Blicke, die sie auf das ostpreussische Festland richteten, wahrscheinlich die letzten sein würden. Und eine Frau — sie war unscheinbar und von zarter Gestalt — sprach es aus, was viele dachten:

„Wir dürfen nicht an unser Schicksal denken, nicht an das Jetzt und nicht an das, was kommen mag. Aber niemand kann es uns verwehren, uns des Verlorenen zu erinnern!“

Und fast schien es ein Wunder, das Klagen und selbsterstörerische Grübeln der Menschen, die zwischen den Niedergängen kauerten, in den Maschinenräumen und Lasten lagerten oder in den Kabinen sich drängten, hörte auf.

Es bildeten sich Gruppen, und nicht mehr die Ausmaße an Leid, die über sie herein gebrochen waren, die Mithale der Flucht, klangen in ihren Gesprächen auf, die alten Bilder ihrer Heimat, die vertrauten Straßen von Königsberg, Danzig, Pillau, Stettin am Damscher See, Zoppot und Oliva, Elbing, Insterburg und Tilsit wurden lebendig.

Und eine andere Frau war es, die sagte: „Die Erinnerung kann uns keiner nehmen. Nie war uns die Heimat näher, als jetzt, da wir sie verlieren!“

Und eine dritte antwortete: „Wirklich, und nie erschien mir die Heimat schöner, als nun, da wir — entfernt von ihr — davon sprechen!“

So plauderten sie leise von dem Verlorenen, das für sie schon von dem Glanz der Erinnerung umgeben war, und ihre Kinder lauschten ihnen, während die Wellen der Ostsee rauschend an den Bug des riesigen Schiffes anschlugen.

Gewiß, es gab auch andere Stimmen in diesem Chor des Elends. Stimmen, die sich brutal in die tapfere Ergebenheit der Frauen mischten. Aber auch diese schwiegen, da die Frau, die zuerst gesprochen hatte, wieder ihre sanfte Stimme erhob und sagte: „Unsere Kinder werden einst unsere Heimat als das gelobte Land erscheinen. Und die Hoffnung, es einst wieder zu betreten, wird sie stark machen und sie vieles zu ertragen lehren. Aber das Märchen von der Heimat im Osten wird die Zeiten überdauern, wenn von unserem Leid nur noch die wenigsten berichten können. Dieses Wissen darum macht auch mich stark in meinem Glauben, daß unsere Kinder gewiß wieder die ostdeutsche Erde pflügen werden!“

Auf den Spuren der heiligen Hedwig

Sie wurde zur Patronin des Schlesiens

Es ist der Tochter des Grafen von Meran und Andechs sicher nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie einmal eine solche bedeutende Rolle in dem von ihrem Heimatschloß so weit entfernt liegenden Schlesien spielen würde.

Als St. Hedwig um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert dem Piastherzog Heinrich dem Bärtigen noch sehr jung die Hand reichte, kam sie in ein Land, das eben erst zum Leben erweckt wurde. Denn die wenigen slawischen Einwohner, die nach dem Abzug der Wandalen von Osten her eingeschickt waren, taten wenig genug zur Hebung des Landes. Mit dem hölzernen Pflug, dem Radlo, hatten sie einige dürftige Ackerfurden gezogen. Der Ernteertrag war danach!

Aber nun strömten von allen Seiten tatkräftige deutsche Siedler herbei. Neben den Bauern kam der Handwerker und mit diesem zusammen der weit ausschauende und planende Kaufmann.

Ebenso bedeutsam wie die Gründungen von Bauerndörfern und Städten waren die Niederlassungen der Klöster. Die Mönche und Nonnen sorgten damals nicht nur für das Seelenheil der Gläubigen, sondern sie wurden durch fleißige Rodungsarbeit und ihre pädagogische Betätigung zu wichtigen Kulturträgern.

Dies erkannte die bestimmt sehr kluge und tatkräftige Herzogin Hedwig sehr bald. So ist es kein Wunder, daß sie mit Hilfe ihres Gemahls die schon bestehenden Klöster (z. B. Lebus) nachhaltig förderte oder auch neue gründete. Das Kloster Trebnitz z. B. wo sie auch ihre letzte Ruhestätte fand, ist ihr eigenstes Werk.

Und zahlreich waren deshalb auch die Stellen in der näheren oder weiteren Um-

gebung dieser Stadt, die an ihr Leben und Wirken erinnern.

Köstlich war das Wasser des Hedwigsbrunnens im Kloster selbst. Der Hedwigskapellen gab es eine ganze Anzahl. Am Nordausgang des Dorfes Tannwald zeigte man dem Hedwigstein, wo der Sage nach die Heilige Hedwig ihrem Gatten den Brei wärmte und im Stein den Abdruck ihres Knies und des dreibeinigen Tiegels hinterließ.

Auf halbem Wege zwischen dem oben erwähnten Kloster Lebus und Trebnitz liegt der Wartberg, ein Ausläufer des Katzengebirges. Er erhielt seinen Namen, weil hier die heilige Hedwig auf ihren Reisen zwischen den beiden Klöstern auf das entgegenkommende Geleise wartete. (Der Berg trug später ein von der bekannten ober-schlesischen Gräfin Eva von Tiele-Winkler gegründetes Heim für heimatlose Kinder!)

Nachdem sie ihrem Gatten eine Reihe von Kindern geboren hatte (darunter den bekannten Herzog Heinrich den Frommen, der 1241 in der Mongolenplage für Schlesien sein Leben gab) legte sie allen herzoglichen Prunk ab und ergab sich mehr und mehr einem weitabgewandten frommen Leben. Nur einmal noch trat sie aus ihrer Verborgenheit hervor. Als ihr Gemahl in die Gefangenschaft eines polnischen Nachbarfürsten geriet, da reiste sie ganz allein zu diesem. Und so gewaltig war ihr Einfluß, daß ihr Mann ohne Opfer an Land oder Gut auf freien Fuß gesetzt wurde.

Schon im Leben wie eine Heilige geschätzt und geehrt, ward ihr Grab bald zum Ziel vieler Wallfahrten und Bittgänge. In dem Herzen der Schlesier aber bleibt die heilige Hedwig unvergessen und ist so recht zur Patrona Silesiae geworden.

F. P. Hankowick

Liebe, kleine Stadt am Barbara-Teich

Dux, die alte Bergbaugemeinde im nordwestböhmischem Braunkohlenbecken

Dux, Schnellzugstation zwischen dem bekannten Rheumabed Teplitz-Schönau und dem Sitz der großen Kohlengesellschaften, Brüx, war landschaftlich gesehen eines der reizendsten Städtebilder Böhmens, das sich dem Reisenden aus der vorbeifahrenden Eisenbahn darbot. Ueber die sommers von Ruderbooten belebte weite Fläche des Barbara-Teiches, in der sich der schlanke Turm der evangelischen Kirche spiegelte, blickte man hinüber zu den eng aneinandergerückten Häusern, zu mächtigen Baumgruppen und gepflegten Alleezellen und weit im Hintergrund erhob sich die mächtige Waldkulisse des Strohitzberges.

Mochten nach dem ersten Weltkrieg noch so viele Villen am Stadtrand erstehen, im Kern blieb Dux alt und traulich. Man wandelte über das Katzenkopfpflaster kleiner Gassen, in deren schrulligen Wohnhäuschen hinter sauberen Fenstern groteske Kaktien blühten, man konnte sich göttlich tun in winzigen gemütlichen Vesperstuben, wo das in der Duxer Brauerei erzeugte dunkle Bier köstlich mundete.

Und dann öffnete sich dem Wanderer das große helle Quadrat des Marktplatzes mit dem Sparkassengebäude und dem vornehm dreinblickenden Stadthotel und der doppel-türmigen katholischen Barockkirche und dem weiten Schloß des Grafen Waldstein.

In diesem Schloß hat der alte Giacomo Casanova, der venetianische Diplomat und Frauenliebhaber, dessen Memoiren noch heute mit Spannung gelesen werden, seine letzten Lebensjahre als Bibliothekar des Grafen

verbracht und die Bilanz seines seltsamen Lebens gezogen.

Im blumenfrohen Stadtpark am Teichesrand stand das Denkmal Walthers von der Vogelweide. Die Tschechen haben es 1945 zerstört. Es zeigte den Dichter nach seinen eigenen Worten:

Ich saß auf einem Steine Und deckte Bein mit Beine.

Wie kam des Vogelweiders Andenken im Städtchen zu so hoher Ehre? Nun, drei Städte streiten sich um den Ruhm, sein Geburtsort zu sein: Bogen, Würzburg und Dux.

Das Wichtigste aber, die Quelle seines wirtschaftlichen Aufschwungs und Gedeihens, war die Kohle, die ringsum gefördert wurde. Schon unmittelbar am Rande der Gemeinde ist einst mittels Handschichten die wenige Meter unter der Erde auftretende Kohle heraufgebracht worden, und dann wurden in weitem Umkreis die großen Kohlengruben geschaffen und das schwarze Gold im Tiefbau und im Tagbau gewonnen.

Da waren die Bihl-Schächte, der Franzisci-Schacht, der Concordia- und der Eleonora-Tagbau, die Barbara-Union-Alexander-Schächte, Nelson, Amalia und andere. Der Abbau wurde dort überall neuzzeitlich betrieben, vor allem durch die Brüxer Kohlenbergbaugesellschaft. Dieser gehörte auch die ergiebige „Grube Glückstern“.

Weltbekannt war die Duxer Kinderwagenfabrik, deren Erzeugnisse in alle Weltteile gingen. Die Porzellanmanufaktur zehrte von ihrem alten Ruhm, früher einmal ist ihre Marke sehr gesucht worden und die Sammler



WEHMÜTIGE ERINNERUNG AN NEISSE

An der Glatzer Neisse liegt diese einst so reizvolle, heute zu sechzig Prozent zerstörte ober-schlesische Stadt. 28 000 Einwohner erfreuten sich einst der alten Bürgerhäuser aus der Renaissance- und Barockzeit, der träuten Brunnen, Tortürme und dämmrigen Gotteshäuser.